

Briefe der Liebe

Maria Nurowska

Briefe der Liebe

Aus dem Polnischen von
Albrecht Lempp

ebersbach & simon

Inhalt

Der letzte Brief	9
Der erste Brief	12
Der zweite Brief	46
Der dritte Brief	88
Der dritte Brief (Fortsetzung)	121
Der vierte Brief	154
Der fünfte Brief	202
Der sechste Brief	240
Der letzte Brief (Schluss)	276
Glossar	278

Für Danka

Der letzte Brief

Ende Oktober 1968

»Krystyna Chylińska ist nicht dein wirklicher Name«, sagtest Du wie beiläufig und ohne auf meine Antwort zu warten. Dabei weiß ich nicht, ob das eine Frage oder eine Antwort war. Dein Gesicht war undurchdringlich. Nachher, als Du mit einem Freund telefoniertest, erfuhr ich, dass man Dich mit sofortiger Wirkung entlassen hatte. »Was soll's«, sagtest Du, »sie veranstalten eine Hexenjagd.«

All die Jahre habe ich auf diesen Tag gewartet, den Tag der Wahrheit. Ich habe nur nicht gedacht, sie würde sich so offenbaren. Sie trifft Dich von außen und nimmt Dir das Allerwichtigste in Deinem Leben: die Arbeit. Ich war bereit, die Strafe auf mich zu nehmen, dafür, dass ich die Wahrheit unterschlagen hatte. Aus Angst hatte ich es getan. Aus ganz gewöhnlicher menschlicher Angst oder vielmehr aus der Angst einer verliebten Frau. Das rechtfertigt mich noch weniger, vor allem weil mein Bekenntnis, die Strafe auf mich nehmen zu wollen, dann doch wieder nicht ganz stimmt. Ich war dazu nicht bereit. Davon zeugt meine Anwesenheit bei Dir. Meine Anwesenheit bei Dir seit fünfundzwanzig Jahren ...

Wie soll ich auf Deine Frage oder Feststellung antworten. Krystyna ..., dieser Name, den Du so viele Male ausgesprochen hast, haftet an mir und ist mir zur wahren Haut geworden, und obwohl ich keine andere

habe, gibt es jetzt Leute, die mich ihrer berauben wollen. Was haben sie Dir gesagt, Andrzej? Wieder leben wir in einer Zeit der Angst und der Verachtung. Aus irgendeinem Archiv hat jemand meine Akte hervorgeholt ...

Ich hatte immer Angst. Zuerst, dass die Gestapo kommen würde, dann, dass mich ein Bekannter auf der Straße erkennen könnte. Plötzlich würde jemand meinen wirklichen Namen sagen, und ich würde dabei Dein Gesicht sehen, Deine Augen.

So viele Jahre sind vergangen, aber die Worte eines alten Juden aus dem Ghetto sind mir noch in Erinnerung. Er sagte: »Ein Apfel, der zu weit vom Stamm fällt, verfault und wird von Würmern zerfressen.« Bin ich so ein Apfel? Schon vom ersten Augenblick an, als ich Dich in der Tür erblickte, war ich nur mehr eine Frau. Ich fasste Wurzeln in meiner Liebe und in meiner Angst. Liebe und Angst wurden zum Wesen meines Lebens.

Vor einer Stunde bist Du aus dem Haus gegangen. Zum ersten Mal hast Du mir nicht gesagt, wohin. Zum ersten Mal hast Du mir nicht von Deinen Sorgen erzählt, vielleicht weil sie unmittelbar mit meiner Person verknüpft sind, oder vielleicht hast Du gedacht, dass Du dieser Frau mit fremdem Namen nichts zu sagen hast. Ich kann mich nicht erinnern, welchen Ausdruck Deine Augen hatten, als diese Frage fiel – oder war es doch eine Feststellung? Vielleicht hast Du mich nicht angeschaut. Jahrelang habe ich mir dieses Gespräch mit Dir vorgestellt. Ich legte Dir dabei ganz andere Worte in den Mund, die jedes Mal eine andere Bedeutung hatten. Und immer waren da Deine Augen ... Vielleicht hast Du mich ja angeschaut, nur habe ich Deine Augen nicht

gesehen. Ich fühlte mich wie jemand, dem gesagt wird, im nächsten Augenblick gehe die Welt unter.

Wer werde ich sein, wenn ich aus diesem Haus fortgehe, in das ich zum ersten Mal am zweiten Februar neunzehnhundertdreiundvierzig gekommen bin? Diesmal muss ich gehen, ich habe keine Wahl. Jemand hat beschlossen, Dir an meiner Statt die Wahrheit zu sagen. Ich bin mit einer Scheidung einverstanden. Das ist wohl der einzige Weg, damit Du in Deinen Beruf zurückkannst, zu Deiner Arbeit. Vielleicht ist für Dich noch nicht alles verloren. Der Koffer, den ich so viele Male gepackt und wieder ausgepackt habe, steht an der Tür. In ein paar Minuten gehe ich von hier fort. Die Briefe, die ich Dir während all der Jahre geschrieben habe, lasse ich hier ...

Der erste Brief

Januar 1944

Ich heiße Elbieta Elsner und bin neunzehn Jahre alt. Ich habe das Ghetto hinter mir gelassen ... irgendwann komme ich darauf zurück, jetzt will ich nicht daran denken. Ich stand auf der arischen Seite. Ich war ganz allein. In meiner Tasche hatte ich eine falsche Kennkarte auf den Namen Krystyna Chyliska. Ich hätte so schnell wie möglich zu dem Haus gehen sollen, in dem meine Mutter wohnte. Sie wartete auf mich. Doch je länger ich ziellos durch die Straßen wanderte, desto sicherer war ich, dass ich nicht zu ihr gehen würde. Es wurde bereits dunkel. Mir gegenüber tauchte plötzlich eine Gestalt auf. Es kam mir so vor, als hätte ich sie an diesem Tag schon einmal gesehen und als würde sie mir folgen. Ich bog in ein Tor ein und klingelte an der Tür im ersten Stock. Niemand öffnete. Ich lief zum zweiten Stock und stand vor einer Tür mit dem Namensschild »A. R. Korzecki«. Eine weihaarige Frau öffnete mir. Wir standen uns gegenüber. In jenem Moment lag mein Schicksal in ihren Händen. Ich wartete. Die Augen, die mich anschauten, verstanden sofort alles, obwohl ich gar nicht wie eine Jüdin aussah. Niemand wäre darauf gekommen, so irreführend war mein Aussehen. Aber sie wusste, woher ich kam. Wir schauten uns schweigend an, dann nahm sie mich bei der Hand und führte mich nach drinnen. Irgendwann einmal beschreibe ich Ihnen

diese Monate, die ich mit ihr verbracht habe. In ihren Augen fand ich Rettung, und später, als sie im Sterben lag, suchte sie Hilfe in den meinen. Jetzt will ich über Sie schreiben. Ich hörte die Klingel, auf die hin sich bei mir immer die Angst vor diesem Jemand einstellte, der vor der Tür stand. Ich öffnete. Es überraschte Sie, eine fremde Person zu sehen, ich erinnere mich gut an Ihr Gesicht, es ist doch erst heute Morgen gewesen. Seit heute früh sind Sie hier, und ich schreibe Ihnen einen Brief, den Sie mit Sicherheit nie lesen werden, aber ich schreibe ihn, ich brauche das. Nur ... vielleicht sollte ich von Anfang an erzählen, denn wieder lüge ich. Dabei weiß ich eigentlich nicht, wem ich etwas vormache, Ihnen, mir selbst oder ob ich vielleicht aus Angst vor der Wahrheit lüge. Ich begreife die Wahrheit über mich nicht, ich kann nur die Tatsachen beschreiben, also den unbedeutendsten Teil von ihr. Viel wichtiger sind aber doch die Motive, die den Richtern meist am wenigsten klar sind. Wer wird in meinem Fall der Richter sein? Sie? Oder gar ich selbst?

Ich heiße Elżbieta Elsner und bin neunzehn Jahre alt. Was sind das für neunzehn Jahre? Mit Sicherheit betrogene ... Im Grunde genommen ist mir das gleichgültig. So würde ich mich charakterisieren, gleichgültig, was meine eigene Person betrifft. Vielleicht lebe ich überhaupt nur noch deshalb, weil ich nicht darauf bestehe. Dort, hinter der Mauer, war ich zu allem bereit, um nur zu überleben. »Ich!«, schrie es in mir. Diese Stimme überrönte alles andere.

Mein Papa Artur Elsner war Professor der Philosophie. Seine Studenten verehrten ihn. Es war eine echte Verehrung, denn sie fand ihren Weg ins Ghetto. In unserer

Wohnung in der Sienna-Straße, in die wir im Herbst neunzehnhundertvierzig zogen, ging es immer lebhaft zu. Die Studenten setzten sich, wo sie gerade einen Platz fanden, auf den Tisch, die Stühle, den Boden. Papa hatte seinen Sessel, der mit einem Teil unserer Möbel hierhergekommen war. Wir brauchten nur wenige, denn die Wohnung war klein, zwei Zimmerchen und eine Küche. Als ich die Wohnung das erste Mal sah, weinte ich schrecklich. Davor hatten wir ein hübsches Haus mit Garten bewohnt. Ich hatte die Möglichkeit gehabt, dort zu bleiben, mit meiner Mutter, die Arierin war. Aber ich wollte bei meinem Vater sein, denn ich verehrte ihn wie seine Studenten. Ich lauschte ihren Diskussionen, ihren Erörterungen, die zusammen mit Papa ins Ghetto gekommen waren und nur von der Polizeistunde unterbrochen wurden.

Meine Eltern kamen schlecht miteinander aus. Meine Mutter hatte einen schwierigen Charakter, tief in meinem Herzen verglich ich sie mit Xanthippe, umso mehr, als mein Vater den Vergleich mit Sokrates gut aushalten konnte. Ich war sein geliebtes und einziges Töchterchen. Er liebte auch meine Mutter, sie war sehr schön. Von ihr habe ich die hellen Haare geerbt und die ziemlich seltene Farbe der Augen. »Reine Saphire ...«, so hatte einer von Papas Studenten einmal gesagt. Papa redete mir zu, bei meiner Mutter zu bleiben, die mich sogar mit Gewalt festhalten wollte. Aber ich blieb hartnäckig. Eine Trennung von ihm schien mir unmöglich. Also das Ghetto. »Ghetto statt Schierling«, dachte ich beim Anblick meiner Mutter, die auf der Veranda stand, als wir wegfuhr. Sie weinte. Solche Frauen weinen immer, wenn es schon zu spät ist.

Im ersten Jahr kamen wir irgendwie zurecht. Vaters Studenten halfen uns mit Lebensmitteln. Jeder schaffte es, etwas hereinzuschmuggeln. Wir litten nicht einmal Hunger. Danach, als das Ghetto abgeriegelt wurde, begann unser Drama. Damals lebten wir schon nicht mehr allein, in einem Zimmer wohnte eine Frau, die in meinem Leben eine wichtige Rolle spielen sollte. Eines Tages hatte es an der Tür geläutet, und weil uns schon lange niemand mehr besuchte, freute ich mich. Ich dachte, dass die Blockade vielleicht beendet sei und ich ein bekanntes Gesicht sehen würde. Tief im Innern machte ich mir Hoffnungen, dass es einer von Papas Studenten sei. Ein kleiner braunhaariger mit Augen, auf deren Grund etwas glomm. So dachte ich, und mein Herz schlug schneller ... Vor der Tür stand eine Frau mit herausfordernd geschminktem Gesicht. Unter einem über ihre Schultern gehängten abgeschabten Pelz quollen ihre von einer Bluse eingeschnürten Brüste hervor. Sie stand breitbeinig da, um das Gleichgewicht zu halten, denn ihre leichten Schuhe hatten irrwitzig hohe Absätze. In ihrer Hand hielt sie einen Pappkoffer, der von einer Schnur zusammengehalten wurde.

Für einen Moment schauten wir uns an, dann lächelte sie und sagte mit einer tiefen, heiseren Stimme:

»Ich soll hier wohnen.«

»Hier wohnen wir«, entgegnete ich.

Sie zuckte die Schultern.

»Ich soll hier ein Zimmer bekommen«, wiederholte sie.

Und wieder bäugten wir uns gegenseitig.

»Ich hole Papa.«

Ich öffnete die Tür zu seinem Zimmer einen Spalt